BILDUNGSSERIE TEIL 4 Die Misere der Schüler Fernsehen und Videos, Internet und Handys – wenn Lehrer ihre Schüler motivieren wollen, haben sie mächtige Konkurrenten. Mit neuen Unterrichtsformen versuchen manche Schulen, den hippeligen Computer-Kids wieder mehr Spaß am Lernen zu vermitteln. Der wird häufig schon durch vergammelte und überholte Schulbücher getrübt. Viele Schüler betrachten die Penne ohnehin als lästige Pflicht und jobben lieber in Supermärkten oder im Callcenter. Die Eltern flüchten sich in teure Nachhilfe für ihren Nachwuchs – mehr als eine Milliarde Euro pro Jahr lassen sie sich Privatstunden kosten.

Gelangweilt und abgelenkt

FALK HELLER / ARGUM

Unterricht in einer achten Klasse
Für jeden ein eigener Bildungsplan?

Hausaufgaben findet Miriam, 18, meist ziemlich uncool. „Die bringen mir nicht wirklich was“, sagt die Hamburger Gymnasiastin. „In der Zeit arbeite ich oft lieber, weil mir das Spaß macht und ich Geld bekomme.“

Jesse, 11, mag Weltkunde nicht. Deutschlandkarten zeichnen, wissen, wo München liegt, wo der Rhein fließt und die Elbe mündet. „Uhh“, sagt der blonde Junge und verzieht das Gesicht, „das ist so anstrengend und so langweilig.“

Sascha, 16, könnte mit den Verwarnungen, Tadeln und Verweisen, die ihm die Schule bisher mit auf den Weg gegeben hat, locker eine Wand tapezieren. Tagelang erschien er gar nicht zum Unterricht, und wenn der Ost-Berliner Junge doch mal wieder im Klassenzimmer auftauchte, dann oft nur, um wegen Störung gleich wieder vor die Tür gesetzt zu werden. Dort ging der Rabatz dann weiter. Schließlich wollte ihn die Schule nur noch loswerden.

Schuld an seinem unrühmlichen Abgang gibt Sascha vor allem einer neuen Klassenlehrerin: „Die kam aus Dortmund oder so und hat von Anfang an einen schlechten Eindruck hinterlassen.“

Schüleralltag in Deutschland: Bücher lesen – bloß nicht! Aufgaben machen – was bringt mir das? Daten und Fakten lernen – viel zu anstrengend! Schlechte Noten – die doofen Lehrer sind schuld!

Pädagogen klagen über unkonzentrierte Schüler, Arbeitgeber über Lehrlinge, die weder richtig rechnen noch schreiben können und die sich nur schlecht ins Arbeitsteam einfügen.

Wie „ein kritischer Konsument“, mokierte sich jüngst Kinderbuchautor Burkhard Spinnen in der „Süddeutschen Zeitung“, würden die Schüler heutzutage „vom Hersteller und Vertreiber des Produktes Bildung permanent Preisnachlässe und Gratisbeigaben“ einfordern.

Marga Bayerwaltes hat ihren Beruf als Deutsch- und Philosophielehrerin an einem Gymnasium 1999 entnervt quittiert*. Ihre bittere Quintessenz nach 25 Jahren Lehrerdasein: „Mein Unterricht bringt überhaupt nichts. Man könnte ihn genauso gut einstellen.“

Nie sei es ihr gelungen, die Noten ihrer Schüler zu verbessern, nie hätten die Kinder verstanden, „was sie falsch gemacht hatten, wieso ein Ausdruck unpassend, eine Argumentation nicht stringent oder eine Haltung verantwortungslos genannt werden konnte“.

Statt mitzuziehen, hätten die Jungen und Mädchen sämtliche pädagogischen Bemühungen kühl an sich abgleiten lassen mit Sätzen wie: „Das sehe ich eben anders“, oder „Da haben wir eben ’ne verschiedene Meinung“.

Deutsche Schüler – eine „Horde lernunwilliger, ungezogener, an Fernsehunterhaltung gewöhnter Bestien“, wie der Hamburger Bildungskritiker Dietrich Schwanitz sarkastisch meint? Zu unmotiviert, zu gelangweilt, zu abgelenkt, um sich für die Wissensgesellschaft des dritten Jahrtausends fit zu machen?

Oder sind die Jungen und Mädchen einfach nur gut angepasst an eine Zeit, in der Wissen rasant verfällt, in der vom Werbespot bis zur Vorabendsoap der hedonistische Individualist den Ton angibt? Sind es deshalb vielleicht eher die Schulen mit ihren starren Lehrplänen, ihren großen Klassen und hergebrachten Unterrichts-

Schüler bei Theaterprobe (am Jenisch-Gymnasium in Hamburg)

* Marga Bayerwaltes: „Große Pause! Nachdenken über Schule“. Verlag Antje Kunstmann, München; 320 Seiten; 21,90 Euro.

methoden, die dem gesellschaftlichen Wandel nicht gewachsen sind und die ihre kindliche Kundschaft allein lassen?

Tatsache ist: In den letzten Jahrzehnten hat sich das gesellschaftliche Umfeld, in dem Schule Kinder motivieren soll, dramatisch verändert. Immer seltener gibt es zu Hause einen Elternteil, der bei den Schularbeiten hilft. Gelesen oder vorgelesen wird in den meisten Familien überhaupt nicht mehr. Stattdessen sitzt jedes zweite Kind täglich mehr als drei Stunden vor dem Fernsehgerät. In jedem dritten Zimmer der über 16-Jährigen steht zudem noch ein Computer. Handys sorgen für zusätzliche Ablenkung – 74 Prozent der 12- bis 19-Jährigen haben eins.

Hinzu kommt eine radikal veränderte Berufswelt. Statt wie die Alten ein Leben lang in ihrem Beruf ausharren zu können, müssen sich die Jungen wohl auch bei den Jobs auf eine Art Zappen einstellen.

Bildungsexperten wie der Hamburger Peter Struck fordern deshalb seit langem, Schulen in Lernwerkstätten zu verwandeln, in denen Pädagogen auf die individuellen Bedürfnisse jedes einzelnen Schülers eingehen können.

Die Realität in den meisten Schulen ist davon weit entfernt. Für jedes Kind einen eigenen Lehrplan? Bei 25, 30 oder sogar noch mehr Kindern in einer Klasse nur ein frommer Wunsch. Mit den Jungen und Mädchen auch über häusliche Sorgen reden? Mit einer wachsenden Zahl von Problemkindern und steigenden Unterrichtsverpflichtungen gar nicht zu schaffen.

So sind es bisher nur einige Lehrerkollegien, die den traditionellen Schulalltag oftmals in Modellversuchen mit Gesprächsrunden, Projektunterricht oder Ausflügen in die Arbeitswelt aufmischen und so versuchen, bei ihren Schülern den Spaß am Lernen wieder herauszukitzeln. Die Erfahrungen könnten Vorbild sein für eine Schule, die mehr kostet, aber eben auch viel mehr bringt – und das nicht nur den Schülern.

Die Debatte darüber, wie Schule sich verändern muss, hat neuen Schwung bekommen, seit den Deutschen in der Pisa-Studie ein beschämender Platz auf den hinteren Rängen zugewiesen wurde. Selbst Rezepte aus grauer Vorzeit – wie die Kopfnote seligen Angedenkens – haben ein überraschendes Comeback. Die Zensuren für Fleiß, Ordnung und Betragen sollen mithelfen, aus gelangweilten und überreizten Jungen und Mäd-

Klassengrößen Durchschnittliche Schülerzahl je Klasse an…

Hauptschulen		Realschulen		Gymnasien (Klassen 5 bis 10)	
Sachsen-Anhalt	14	Sachsen-Anhalt	20	Sachsen-Anhalt	24
Mecklenburg-Vorpommern	16	Thüringen*	20	Schleswig-Holstein	24
Berlin	19	Mecklenburg-Vorpommern	22	Mecklenburg-Vorpommern	25
Bremen	19	Schleswig-Holstein	23	Thüringen	25
Hessen	20	Hamburg	24	Bremen	26
Schleswig-Holstein	20	Niedersachsen	24	Hamburg	26
Thüringen*	20	Sachsen*	24	Niedersachsen	26
Baden-Württemberg	21	Brandenburg	26	Sachsen	26
Niedersachsen	21	Bremen	26	Baden-Württemberg	27
Saarland	21	Hessen	26	Brandenburg	27
Bayern	23	Rheinland-Pfalz	26	Hessen	27
Hamburg	23	Baden-Württemberg	27	Nordrhein-Westfalen	27
Nordrhein-Westfalen	23	Saarland	27	Rheinland-Pfalz	27
Rheinland-Pfalz	23	Bayern	28	Bayern	28
Brandenburg**	24	Berlin	28	Saarland	28
Sachsen*	24	Nordrhein-Westfalen	28	Berlin	29

Quelle: Kultusministerkonferenz; Stand 2000; *Schulform mit mehreren Bildungsgängen; **Gesamtschule

MANFRED WITT

Zu wenig, zu alt, zu teuer

Der Ärger mit den deutschen Schulbüchern

Ohne Fotokopierer wüsste die Düsseldorfer Lehrerin Johanna Kaup gar nicht mehr, wie sie ihren Unterricht an der Hauptschule im Stadtteil Rath gestalten könnte.

Die Bücher der achten Klasse in Englisch und besonders in Politik seien „alte Möhrchen“, mit denen sich kaum Interesse wecken lasse bei ihrer schwierigen Klientel, die sich ohnehin mehr für Stefan Raab als für Karl den Großen begeistere. Mangels vernünftiger Bücher bastelt sich die Pädagogin ihre Lernmittel selbst – da kam ihr die Europa-Serie im SPIEGEL gerade recht: Zusammengeschnipselt, von Fremdwörtern befreit und dutzendfach kopiert, lieferte die Serie die Basis für den Unterricht.

Spätestens seit dem verheerenden Ergebnis der Pisa-Studie fehlt die Klage über die deutsche Bildungsmisere in keiner politischen Sonntagsrede. Nur: Wie sollen Kinder im Land der Dichter und Denker vernünftig lernen können, wenn nicht einmal genug Geld für Bücher da ist?

Einen „Tiefstand“ bei den Schulbuchausgaben beklagt der Verband der Bildungsmedien. Wurden 1991 bundesweit noch umgerechnet 398 Millionen Euro für neue Lernmittel an den Schulen ausgegeben, sind es derzeit gerade noch 274 Millionen, dabei ist die Zahl der Schüler im gleichen Zeitraum um eine Million auf 12,6 Millionen gestiegen, und die Buchpreise haben sich im Schnitt um fast 30 Prozent verteuert.

Durchschnittlich etwa zehn Jahre alt sind die Bücher, mit denen an deutschen Schulen gelernt wird, Geschichtsbücher aus den siebziger und achtziger Jahren keine Seltenheit. Ein Werk über „Karten zur bayerischen Geschichte“ aus dem Jahr 1955 steht immer noch auf dem Index zugelassener Schulbücher. In Mathematikbüchern lebt die Mark weiter. Es wird Jahre dauern, bis alle Rechenbeispiele auf den Euro umgestellt sind.

Lehrer an einer Gesamtschule in Hamburg-Langenhorn haben kürzlich aus eigenen Mitteln neue Wandkarten für den Unterricht angeschafft, weil die alten noch die Sowjetunion und Jugoslawien zeigten. In Politik- und Erdkundebüchern existiert vielfach noch die DDR – und in Bonn regiert ein Kanzler namens Helmut Kohl.

FALK HELLER / ARGUM

Problemfall Schulbuch: *Durchschnittlich zehn Jahre alt*

„Haben wir Kinder kein Recht darauf zu erfahren, was nach 1989 passiert ist?“, fragte kürzlich die elfjährige Senta vom Düsseldorfer Humboldt-Gymnasium in einem Leserbrief an die „Rheinische Post“.

An manchen Hamburger Gymnasien haben die Schüler nicht einmal Gelegenheit, sich über alte Grenzen zu ärgern, sie bekommen gar keine eigenen Atlanten. Es gibt nur einen für die ganze Klasse, und der verbleibt in der Schule.

Immer mehr Schulen wie das Kölner Irmgardis-Gymnasium erstellen so genannte Empfehlungslisten für die Eltern, nach dem Motto: „Es wäre sicher gut für Ihr Kind, wenn sie folgende Bücher beschaffen könnten …“

„Der Staat zieht sich als Schulträger immer mehr aus seiner Verantwortung zurück“, kritisiert Karin Breitkreuz, zuständig für den Schulbucheinkauf an der Hauptschule Düsseldorf-Rath. 58,80 Euro kann sie pro Kind und Jahr ausgeben, die gleichen Sätze gelten in Nordrhein-Westfalen auch für Realschulen und Gymnasien. Nur ein Teil der Bücher verbleibt beim Schüler, der Rest wird ausgeliehen. Verglichen mit anderen Bundesländern hat Breitkreuz einen fast schon üppigen Etat, in Sachsen-Anhalt müssen sich die Schulen in der Oberstufe mit 33 Euro bescheiden. In Hamburg wiederum herrscht zwar seit 1949 totale Lernmittelfreiheit, das heißt, alle Schulbücher sind umsonst. Doch die Regelung wirkt in Zeiten knapper Kassen wie ein Bumerang: Angeschafft wird für alle Schüler zu wenig.

Über den Kauf entscheidet in der Regel die Schulbuchkonferenz der jeweiligen Schule, die Vergabe der Mittel erfolgt meistens über die Kommune.

Die Kleinstaaterei im deutschen Schulbuchwesen verteuert die Schulbücher: Die Auflagen sind gering. Und Unterschiede sind politisch oft erwünscht. So hat Verena Radkau vom Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung in Braunschweig besonders markante Abweichungen in Büchern festgestellt, die in Bayern und Nordrhein-Westfalen (NRW) in Gebrauch sind. „Wenn es um Islam oder Migration geht“, so die Historikerin, „sind die Texte für bayerische Schüler häufig konservativer.“

Volle Lernmittelfreiheit, obwohl in vielen Ländern gesetzlich verankert, existiert in Wahrheit nur noch in Baden-Württemberg, Bremen, Hamburg, Hessen und Thüringen.

In Rheinland-Pfalz gibt es Lernmittelgutscheine nur für Kinder von Kleinstverdienern. Rund 80 Euro pro Jahr müssen Eltern beispielsweise für ihre Töchter an der Hildegardisschule in Bingen ausgeben. Die Gymnasiastinnen verkaufen ihre Bücher meistens an die nachkommenden Jahrgänge weiter.

Die Lernmittelfreiheit hat eine lange Geschichte in Deutschland, wo mit dem Reformator Martin Luther ABC-Fibeln aufkamen, damit große und kleine Protestanten die Zehn Gebote lesen lernten. Überhaupt war das Lesenlernen in evangelischen Gegenden weiter verbreitet als im katholischen Bayern.

Überall wird derzeit gestritten, ob die Lernmittelfreiheit nicht besser ganz fallen soll. In Hamburg wird ein „verträglicher Elternbeitrag“ diskutiert. Als erstes großes Bundesland schafft NRW das kostenlose Schulbuch gerade wieder ab. „Das war vor 30 Jahren angemessen. Heute verhindert es eine ausreichende Versorgung mit Schulbüchern“, hat Regierungschef Wolfgang Clement erkannt. Die knappen öffentlichen Mittel, plädiert der Verband der Bildungsmedien, könnten dann auf die wirklich bedürftigen Familien verteilt werden.

Auch manche Pädagogen wünschen sich einen höheren Bildungseinsatz der Eltern, die schließlich auch für Handys und Computer im Kinderzimmer aufkommen und ihre Sprösslinge mit hippen, oft teuren Klamotten ausstaffieren.

Schulbücher sind häufig die einzigen gebundenen Druck-Erzeugnisse, die Kinder in die Hand nehmen. „Comics und die ‚Bild‘-Zeitung“, antwortet etwa Pierro, 15, in der Klasse der Düsseldorfer Lehrerin Kaup auf die Frage nach seinen Lesegewohnheiten, und Julia, 15, wirft lieber gleich ihren Computer an: „Da gebe ich einen Suchbegriff ein und muss nicht so lange lesen, bis ich das finde, was ich suche.“

Die alten Bücher in Deutschlands Klassenzimmern sind nicht nur optisch und hygienisch ein Problem, sie entsprechen vielfach nicht mehr der neuesten Didaktik. „Früher gab es Lernbücher, deren Stoff gepaukt werden musste“, sagt Radkau, „heute gibt es Arbeitsbücher, die zur Gruppenarbeit animieren sollen.“ Strittige Thesen, unterschiedliche historische Sichtweisen seien ausdrücklich erwünscht.

Doch die Pädagogen haben vielerorts resigniert. „Bildung interessiert niemanden“, stellt Breitkreuz nach drei Jahrzehnten im Schuldienst bitter fest, „solange die Kinder von 8 bis 13 Uhr warm verwahrt werden.“

Barbara Schmid

chen brave und bildungshungrige Schüler zu machen. In Sachsen ist die vermeintliche pädagogische Wunderwaffe sogar schon im Einsatz.

Die Hamburger Gymnasiastin Miriam kann über die Idee nur lachen. Motivieren mit schlechten Noten? „Da erreicht man doch das Gegenteil“, sagt sie und schüttelt über so wenig Einfühlungsvermögen der Altvordern mitleidig den Kopf. „Wenn der Lehrer mir sagt, du kriegst eine Sechs, weil du nicht machst, was ich will, dann würde ich eher sagen, dann geh ich eben.“ Schließlich, so die 18-Jährige, könne es „ja nicht der Sinn sein, dass man sein eigenes Wesen aufgibt, um so zu werden, wie der Lehrer einen haben möchte“.

ANDREAS HERZAU / LAIF

Konsumobjekt Handy: *Zusätzliche Ablenkung*

Ingrid Specht würde Miriam sicher zustimmen – und die Berliner Lehrerin muss es wissen. An der Jean-Piaget-Oberschule in Berlin-Hellersdorf ist Specht zuständig für die ganz hoffnungslosen Fälle. Bei ihr landen Mädchen und Jungen, die sich in keinen Schulalltag mehr fügen wollten, an denen schon ganze Lehrerkollegien verzweifelt sind.

Dennoch winkt Pädagogin Specht beim Thema Kopfnoten entschieden ab. Kinder, die zu ihr kämen, hätten bereits „eine unwahrscheinlich dicke Mappe mit Schulstrafen“, sagt sie. Denen sei es ziemlich „egal, ob sie einen Tadel mehr bekommen oder einen weniger. Das wirkt nicht“.

Specht und ihre Kollegen versuchen es gerade anders herum. Kindern, die sich gar nichts mehr zutrauen, sagen sie, du hast Stärken, nach denen wollen wir suchen. Immer wieder gelingt es der Ost-Berliner Schule so, selbst aus hartleibigen Störern, die ihre Lehrer und sehr oft auch die Eltern längst aufgegeben hatten, eifrige Schüler zu machen.

Der 16-jährige Sascha ist so ein Fall. Der Ost-Berliner Junge mit dem dicken Schulstrafenregister, der vorher an der Gesamtschule mit 34 Kindern in der Klasse stets so eine Art Guerrilla-Kampf gegen seine Lehrerin aufgeführt hatte („Wie die mir kamen, so kam ich denen auch. Ich habe mich meiner Meinung nach nur verteidigt“), will nun seinen Realschulabschluss schaffen. „Hier“, sagt er, „haben die Lehrer auch mal Zeit für einen, wenn man Probleme hat.“

Das Schulprojekt, das solche kleinen Wunder vollbringt, heißt „Produktives Lernen“ und hat seinen Ursprung in New York. Dorthin waren Jens Schneider und Ingrid Böhm, zwei Pädagogen aus Berlin, Mitte der achtziger Jahre gereist, um sich eine alternative staatliche High School anzusehen. Die Einrichtung nannte sich City-as-School (Stadt als Schule), und der Unterrichtskanon wurde nicht an Lehrplänen ausgerichtet, die am Schreibtisch erdacht waren. Die Umgebung der Schüler sollte Ausgangspunkt der jugendlichen Wissbegierde sein.

Böhm und Schneider waren fasziniert. Zurück in Berlin, erweiterten sie die New Yorker Idee um Berufspraktika und warben bei Schulen und Behörden für ihr Lernprogramm. 1996 starteten die ersten Schulen, finanziert aus Mitteln des europäischen Sozialfonds. Inzwischen gibt es „Produktives Lernen“ an zwölf Berliner Schulen.

„Wir stellen uns auf die Schüler ein“, sagt Lehrerin Specht, „nicht umgekehrt. Sie lernen, sich selbständig Wissen anzueignen, und da spielt es überhaupt keine Rolle, was das ist.“ „Bei uns“, ergänzt Specht-Kollegin Hildburg Bistram, die an der Theodor-Plievier-Oberschule im Wedding das Projekt betreut, „hat jeder Schüler einen individuellen Bildungsplan.“

Konkret heißt das: In der 9. und 10. Klasse, auf die sich das Modell beschränkt, gibt es wie an anderen Schulen auch Mathe, Deutsch und Englisch, Natur und Technik – allerdings mit Schwerpunkten, welche die Schüler selbst wählen.

Tomislav etwa sammelt Material über Affen. Wie und wo sie leben, was sie essen. Kim beschäftigt sich mit Drogen, ihrer Herkunft, ihrer Wirkung. Jennifer hat sich das

FALK HELLER / ARGUM

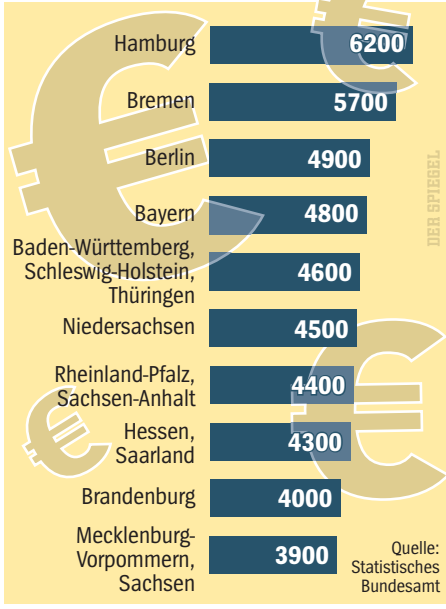
Rollenspiel im Französischunterricht*: *„Kinder lernen, wenn sie merken, da interessiert sich jemand für mich“*

Thema Haut ausgesucht. Tagelang brütet die 17-Jährige über Wörterbüchern und medizinischer Fachliteratur. Vor zwei Jahren ist das blonde Mädchen in das Schulprojekt aufgenommen worden. Ein aufsässiges, von Schule und Lehrern zutiefst enttäuschtes Energiebündel. Zweimal war sie in ihrer alten Schule sitzen geblieben. Ein gereizter Lehrer hatte ihr noch den bösen Satz mit auf den Weg gegeben: „Du wirst mal eine Schlampe, die an der Straße steht.“

Nun hat sie alle Lügen gestraft. Sitzt da, liest, stellt den Lehrern Fragen, wälzt Wörterbücher. „Eigentlich“, sagt sie, „kann man ja alles lernen, was man will, wenn man jemand hat, der einem hilft.“ Bistram und ihre Kollegen sind begeistert. Besser hätten auch sie den Sinn all ihrer pädagogischen Bemühungen nicht zusammenfassen können.

Bildungsausgaben

je Schüler an allgemeinbildenden Schulen 1999 in Euro



„Ich könnte mir heute gar nicht mehr vorstellen“, sagt Bistram, „mich vor die Klasse zu stellen und zu fordern, heute machen wir alle das und das – mit dem Wissen, dass die Hälfte der Leute sagt, äh, das ist mir so egal, das will ich nicht.“ Natürlich könnte sie dann noch „den Affen machen“, damit die andere Hälfte auch mitzieht. „Am Schluss sagen die vielleicht, war nicht so schlimm, aber interessiert haben sie sich nicht.“

„Wenn die Familien so kaputt sind und die Kinder feste Ansprechpartner brauchen, dann versuchen wir, das auch hinzukriegen.“

Herzstück des „Produktiven Lernens“ sind die Praxisplätze, zu denen die Kinder an drei Tagen in der Woche gehen und die sie sich selbst suchen müssen. Drei pro Schuljahr. Nach jedem Ausflug in die Arbeitswelt sind ausführliche Berichte Pflicht.

„Wenn wir das“, sagt Lehrerin Specht, „im Deutschunterricht verlangt hätten, würden die sagen, o Gott, ist das langweilig.“ Nun klappt es. Kinder, die früher bei jedem kleinen Aufsatz in lärmende Aufsässigkeit verfallen sind, schreiben plötzlich lange Abhandlungen über alles, was sie in der Kfz-Werkstatt oder der Bäckerei, im Architekturbüro oder in der Drogerie gefragt, erfahren und gemacht haben. Interessieren sich dafür, welche Nährstoffe im Brot sind, wie ein Vergaser funktioniert oder wie das mit der Statik von Häusern ist. „Viel Arbeit“ sei das, sagt Sascha und sieht dabei ziemlich zufrieden aus. „Ich hab kaum noch Freizeit.“

Wie nebenbei wird auch noch Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit eingeübt. Schließlich könnte jede Bummelei schnell den mühsam erkämpften Praxisplatz gefährden. Sobald es in der Firma heißt, wenn du nicht pünktlich bist, können wir dich hier nicht gebrauchen, „hat das eine ganz andere Wirkung, als wenn wir in der Schule auf die einreden“, sagt Lehrerin Specht. „Das ist das reale Leben, das wirkt.“

Selbst der ungeliebte Mathematikunterricht wird plötzlich attraktiv. Etwa wenn es beim Maler oder Fliesenleger darum geht, wie viele Kacheln für die Wand gebraucht werden. Können wir nicht noch mal Flächenberechnung üben, heißt es dann in der Mathestunde, sonst schlepp ich da morgen zu viele Fliesen hoch.

„Kinder lernen, wenn sie merken, da interessiert sich jemand für mich, der glaubt an mich und will was für mich entwickeln“, beschreibt Lehrerin Bistram das wichtigste Erfolgsrezept ihres Projekts. Die 16-jährige Kim sieht es so: „Mit den Lehrern hat man ein persönlicheres Verhältnis. Das brauch ich einfach, und das brauchen viele.“

Die Integrierte Gesamtschule (IGS) in Flensburg ist eine ganz normale Schule in einer durchschnittlich gut situierten Gegend. Von den manchmal jahrelangen Geisterfahrten durch das deutsche Schulsystem, von denen Sascha, Jennifer und Kim berichten, haben die Jungen und Mädchen in dem altehrwürdigen Rotklinkerbau an der Elbestraße keine Ahnung.

Aber auch in der norddeutschen Provinzstadt ist die heile Welt, in der Kinder nachmittags zu Hause betreut werden, längst verloren gegangen. Rund 40 Prozent der Jungen und Mädchen an der Flensburger IGS leben mit nur einem Elternteil. Hinzu kommen noch die, deren Mütter und Väter deshalb wenig Zeit für ihre Kinder haben, weil beide arbeiten.

Die Ganztagsschule hat sich auf die veränderten Verhältnisse eingestellt. „Wenn die Familien so kaputt sind und die Kinder feste

* An der Haupt- und Realschule im thüringischen Schmiedefeld.

FALK HELLER / ARGUM

Schülerstress Examen: *„Eigentlich kann man alles lernen, was man will, wenn man jemand hat, der einem hilft“*

Ansprechpartner brauchen, dann versuchen wir, das auch hinzukriegen“, sagt Schulleiter Jochen Arlt. Mit einem Frühstück nach der ersten Stunde und einer warmen Mahlzeit mittags. Mit Klassenlehrern als festen Ansprechpartnern und Schulklassen, die möglichst lange als eingeschworene Gemeinschaft erhalten werden.

„Ein Stückchen Heimat geben“, nennt Schulleiter Arlt das, und er und seine Kollegen sind davon überzeugt, dass dies für einen erfolgreichen Schulbesuch mindestens so wichtig ist wie ein interessanter Deutsch- oder Physikunterricht. „Da übernimmt der Lehrer ein Aufgabenfeld, das die Eltern aufgegeben haben“, sagt Deutschlehrer Hartmut Papenhagen. Natürlich „ist auch das Fachliche wichtig“, aber der „wesentlich größere Teil“ seiner Energie gehe mittlerweile „für diese sozialen Dinge drauf“. Alles, was sonst „bei Mama am Mittagstisch“ erörtert worden sei, sagt der Lehrer, „muss hier ausgepackt werden können“.

Wer mit Holger Heitmann über das Motivieren von Schülern spricht, der landet schnell beim Thema Theater. Laienspiel ist Heitmanns Leidenschaft, und die Schüler, für die Theater mit zwei Wochenstunden Wahlpflichtfach ist, hat der Pädagoge längst angesteckt. Gerade haben die Jungen und Mädchen der 10. Klasse zusammen mit ihm ein Musical in der Aula aufgeführt, monatelang Texte auswendig gelernt, Tänze einstudiert und Kostüme geschneidert. Es geht um ein Theater kurz vor der Schließung, um Grundstücksspekulation, um Drogen und natürlich um viel Liebe. Eltern sind gekommen, Lehrer und Mitschüler. Am Ende, als die Liebe über den Spekulanten gesiegt hat, tobt der Saal.

„Theaterarbeit ist Persönlichkeitsbildung“, glaubt Heitmann. So mancher Schüler, der sich sonst nie was zutraue, lebe plötzlich auf.

Und noch einen Vorteil sieht Heitmann. „Schüler“, sagt er, „lernen auch für ihren Lehrer. Und wenn wir ihnen etwas anbieten, woran sie Spaß haben, dann sind sie auch eher bereit mitzuziehen, wenn der Unterricht mal nicht so spannend ist und klassisch abläuft.“

Klassisch heißt Frontalunterricht, und davon halten viele Lehrer in Flensburg nicht mehr allzu viel. Natürlich müssen auch hier Vokabeln gepaukt, grammatikalische Regeln verstanden und chemische Formeln mitgeschrieben werden. „Daran geht nichts vorbei“, sagt Mathelehrer Rainer Graessner, „aber es muss auch für das selbständige Arbeiten Zeit da sein.“

Das Zauberwort hierfür: Projektarbeit. Schüler suchen sich in einem Fach selbst eine Forschungsfrage, recherchieren – allein oder zusammen mit anderen – und referieren, was sie herausgefunden haben, dann vor ihrer Klasse.

Motivieren mit schlechten Kopfnoten?
„Da erreicht man doch das Gegenteil. Wenn der Lehrer sagt, du kriegst eine Sechs, dann würde ich eher sagen, dann geh ich eben.“

Das, sagt Bithja, 16, bringe ihr immer am meisten. „Da muss man sich selbst motivieren, dadurch lerne ich wirklich was.“

Wie etwa im Geschichtsunterricht. Bei Bithjas älterer Schwester Alina geht es gerade um die USA als Weltmacht. Die 20-Jährige hat sich das Thema Vietnamkrieg ausgesucht. „Da kann ich mir jetzt wirklich alles haarklein angucken.“ Am Ende wird die Schülerin des 13. Jahrgangs dann vor ihrer Klasse vom amerikanischen Krieg in Indochina erzählen. „Dann erfahren auch die anderen, worum es da ging.“

Die Schüler, sagt Deutschlehrerin Renate Buschmann, „gehen ganz anders ran, wenn sie wissen, die Arbeitsergebnisse sackt der Lehrer nicht ein und liest sie zu Hause, sondern sie müssen sie vor den anderen präsentieren.“

Buschmann und einige ihrer Kollegen sind sogar schon einen Schritt weiter. Im Deutschunterricht werden mittlerweile auch die Zensuren für Referate in der Klasse erarbeitet: Ein Drittel der Note gibt sich der Schüler selbst, ein Drittel bestimmt ein Mitschüler, das dritte Drittel kommt von der Lehrerin.

Grundlage sind Kriterien, die die Klasse vorher für die Analyse von Dramen oder Novellen erarbeitet hat. Auch hier gelte, dass die Schüler ganz anders mitmachten,

GEORG SCHÖNHARTING / OSTKREUZ

Schülerin Jennifer im Praktikum*
„Das ist das reale Leben, das wirkt“

wenn „wir das nicht so im Nebulösen halten, wonach wir bewerten“, ist Buschmanns Erfahrung, und noch etwas ist der Pädagogin wichtig: Der Spaß am Lernen hänge eben auch ganz wesentlich davon ab, „wie ernst wir die Schüler nehmen und wie viel Verantwortung für andere wir ihnen übertragen“.

Eine Schulphilosophie, die inzwischen offenbar auch viele Väter und Mütter ange-

* In der Bahnhofsmission im Berliner Bahnhof Zoo.

Das Geschäft mit den Zensuren

Nachhilfe ist längst ein blühender Geschäftszweig. Jeder dritte Schüler nimmt Privatstunden.

Der Junge geht in die vierte Klasse und braucht Nachhilfe. Eine Studentin, so der Wunsch der Mutter, soll Pierre in Mathematik und Englisch fit machen. Magda sucht händeringend einen „Mathe-Checker“, weil sie weder „Integrale kann“, noch weiß, „was der Sinn von e-Funktionen ist“ – und das vor dem Abitur. Marcia wiederum braucht Unterstützung, weil sie Angst hat, zum zweiten Mal sitzen zu bleiben.

Privatstunden sind in. Was lange eher als Makel galt, ist zur gängigen Praxis geworden. Nach einer Studie des Münchner Instituts für Jugendforschung lässt mittlerweile jeder dritte Schüler sein Wissen nach der Schule aufpolieren.

Schuld an der schleichenden Privatisierung des Unterrichts ist nach Meinung von Fachleuten das deutsche Schulsystem: Als gäbe es die wachsende Zahl Alleinerziehender und berufstätiger Eltern nicht, schicken die meisten Schulen Jungen und Mädchen immer noch gegen Mittag nach Hause. Dort ist oft niemand, der bei Schularbeiten helfen könnte.

Manche Schulen bieten auch selbst Nachhilfe an – nicht nur für Schwache, sondern auch Förderunterricht für besonders Begabte. Doch der Sonderunterricht für starke Schüler ist umstritten. Experten plädieren dafür, die Schulen sollten sich auf die Kinder mit schlechten Leistungen konzentrieren.

Verstärkt wird der Run auf die Nachhilfelehrer dadurch, dass Firmen für ihre Ausbildungsplätze am liebsten Abiturienten nehmen. Die Folge: Selbst Grundschüler werden von ihren Eltern schon zum Zusatztraining geschickt, wenn in der vierten Klasse die Noten darüber entscheiden, ob es eine Empfehlung für die weiterführende Schule gibt. So manche Mutter beginne bereits in der zweiten Klasse Druck zu machen, sagt Cornelia Sussieck, die in Schwetzingen eine Nachhilfeschule leitet.

Neben dem privaten Nachhilfelehrer, der Durchhängern für 10 oder 20 Euro die Stunde auf die Sprünge hilft, gibt es mittlerweile auch immer mehr kommerzielle Bildungsanbieter. Der Bielefelder Jugendforscher Klaus Hurrelmann schätzt die Zahl auf 3000. Neben kleinen Instituten sind es vor allem große Firmenketten wie der Studienkreis oder die Schülerhilfe, die sich auf dem boomenden Bildungsmarkt tummeln.

Mehr als eine Milliarde Euro geben Eltern pro Jahr für den nachmittäglichen Zusatzunterricht aus. Tendenz steigend.

HUB / LAIF

Filiale der Schülerhilfe (in Köln): *Mathe ist der Renner*

„Nachhilfe“, so das Institut der deutschen Wirtschaft in Köln, „stellt inzwischen einen bedeutenden Wirtschaftsfaktor dar.“

Das 1974 gegründete Unternehmen Studienkreis etwa bringt es auf rund 1000 Nachhilfe-Zweigstellen, die teilweise – wie Fast-Food-Ketten – im Franchise-Verfahren organisiert sind. Wer unter www.studienkreis.de auf „Standortsuche“ klickt und dann seine Adresse eingibt, bekommt umgehend eine Schule in seiner Nähe angezeigt. Vergangenes Jahr meldete sich der 600 000. Schüler beim Studienkreis an – ein Jahr zuvor waren es noch 100 000 weniger.

Renner unter den Nachhilfefächern ist Mathematik, gefolgt von Englisch und Deutsch. Viele Institute offerieren auch Entspannungs- und Konzentrationsübungen für ihre zappelige Kundschaft.

Auf die Frage, ob es sich überhaupt lohnt, so viel Geld in Nachhilfe zu stecken, gibt eine Studie der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg eine zwiespältige Antwort. Der Erziehungswissenschaftler Ludwig Haag beobachtete neun Monate lang bayerische Gymnasiasten, die Nachhilfestunden nahmen, und eine gleich große Gruppe ohne zusätzliche Hilfen. Das Ergebnis: Die Nachhilfeschüler konnten sich deutlich verbessern, während die Kontrollgruppe gleich schlecht blieb.

Eine Investition für die Zukunft ist die Nachhilfe wohl dennoch meist nicht: Auch nach neun Monaten, fand Haag heraus, konnten die betreuten Schüler ihre Hausaufgaben noch nicht selbständig erledigen. Nachhilfe, warnt der Präsident des Deutschen Lehrerverbands, Josef Kraus, könne nur effektiv helfen, wenn die Lerndefizite überschaubar seien. Ursache für schulisches Scheitern sei oft „eine Überforderung der Kinder durch die Wahl der falschen Schulform“. Diese Überforderung könne durch noch so viele Trainingsstunden nicht behoben werden. Kraus: „Jedenfalls wird man ein Kind nicht mittels Nachhilfe zum Abitur boxen können.“

Kritisch beurteilt Werner Kinzinger vom Stuttgarter Verein „Aktion Bildungsinformation“ auch die Praxis einiger Bildungsanbieter, ihre Kunden mit langfristigen Verträgen an sich zu binden. Kontrakte sollten monatlich, allenfalls vierteljährlich kündbar sein, rät der Verbraucherschutzverein (www.abi-ev.de).

Ganz ähnlich sieht das auch der Interessenverband Nachhilfeschulen (INA). Um Eltern und Schülern die Suche nach einem passenden Anbieter zu erleichtern, vergibt INA ein Gütesiegel an Nachhilfeinstitute, die sich an bestimmte Qualitätskriterien halten. Bisher gehören dem von Cornelia Sussieck mitgegründeten Verband (www.ina-schulen.de) über 20 Anbieter an.

Branchenriese Studienkreis würde das INA-Siegel wohl nicht bekommen. Wer dort buchen will – eine Stunde Gruppenunterricht kostet durchschnittlich sieben Euro –, muss sich für mindestens ein halbes Jahr festlegen. Der Kontrakt verlängert sich automatisch, wenn er nicht zwei Monate vor Vertragsende gekündigt wird.

„Nach zehn Monaten“, sagt Studienkreis-Mitarbeiterin Alexandra Schlüter, „bringt das doch erst richtig was.“

steckt hat. Elternabende mit Lehrern, die vorn stehen und Vorträge über den Schulalltag halten? Nicht an der IGS Flensburg. Stattdessen gestalten die Väter und Mütter ihre Abende mit Hilfe der Schule selbst. Etwa den Themenabend „Pi-Pa-Pubertät“ mit Experten von Pro Familia. Oder die Diskussionsrunde „Kids und Knete“, in der es um Taschengeld und Schulden geht.

Und wenn es für Beteiligung an solchen Zusammenkünften Noten gäbe, die Flensburger Eltern könnten zufrieden sein: „An jedem Abend“, sagt Schulleiter Arlt, „kommen so 50 bis 70 Leute zusammen.“

Eltern und Erziehung – das sind für Kerstin Baumgart schwierige Themen. „Väter und Mütter“, sagt die zierliche Frau, die eine Haupt- und Realschule im thüringischen Schmiedefeld leitet, „haben eine Verantwortung, die ihnen nicht abgenommen werden kann, auch nicht mit der Begründung, ich muss jetzt so viel arbeiten.“

Gerade neulich haben sie auf dem Elternabend wieder darüber gesprochen. Dass es so nicht weitergeht, dass die Eltern sich mehr kümmern müssten. Aber ob das was nützt? Baumgart ist skeptisch. „Wir können die ja nicht erziehen“, sagt sie. „Also müssen wir uns was einfallen lassen.“

Für den Wochenbeginn etwa, wenn die Jungen und Mädchen „mit was weiß ich wie vielen Stunden Fernsehflut und nicht verarbeiteten Bildern“ in der Schule erscheinen. Kleine nervöse Bündel, die sich auf gar nichts konzentrieren können. Unterricht? Keine Chance. Also haben Baumgart und ihre Kollegen den „Montagmorgenkreis“ eingeführt. Eine Runde, die von den Schülern weitgehend selbst gestaltet wird.

Dort reden sie erst mal über alles, was sich über das Wochenende aufgestaut hat – und das ist meist eine ganze Menge. Schon weil im Ilm-Kreis, in dem der malerische Luftkurort Schmiedefeld liegt, offiziell 15 Prozent der Bewohner arbeitslos sind, inoffiziell aber wohl mehr als doppelt so viele Menschen keinen Job mehr haben.

MANFRED WITT

Flensburger Gesamtschülerinnen: *Von null Bock und Lehrerfrust keine Spur*

„Wie will ich Schüler motivieren, eine gute Leistung zu erbringen“, fragt Lehrer Wolfgang Kliebisch, „wenn beide Eltern gut ausgebildet zu Hause sitzen?“

In der Praxis gelingt es Kliebisch und den anderen aus dem Lehrerkollegium überraschend gut. Mit Gruppenarbeit und freier Themenwahl, mit Klassen, in denen Schüler aus zwei Jahrgängen, aber auch Haupt- und Realschüler zusammen unterrichtet werden.

„Wie will ich Schüler motivieren, eine gute Leistung zu erbringen, wenn beide Eltern gut ausgebildet zu Hause sitzen?“

Erst die Kleine zu sein, die andere fragen muss, und dann die Große, die anderen was erklären kann, das mache „total viel Spaß“, sagt die 14-jährige Rebecca über ihre altersgemischte Schulklasse. „Da lerne ich ganz viel.“

Für die Lehrer bedeuten die bunten Gruppen eine gewaltige Umstellung. Unterschiedlich schwere Aufgaben müssen ausgewählt werden, oder aber bei gleich schweren Übungen muss jeder Schüler entsprechend seinem Niveau und Alter Hilfestellungen bekommen.

Was daraus folgt, ist ein fein ziseliertes Unterrichtskonzept, dass nur wenig gemein hat mit den starren Vorgaben im normalen dreigliedrigen Schulbetrieb mit seinen vielen Sackgassen.

Michael beispielsweise ist in Deutsch und Englisch auf Hauptschulniveau, in Mathe aber kann der Junge locker mit jedem Realschüler mithalten. Also bekommt er im Unterricht die gleichen Matheaufgaben wie die Realschüler in seiner Klasse.

Richtig spannend wird es für den Jungen in der 9. Klasse. Da kann er den qualifizierten Hauptschulabschluss machen – und anschließend für den Realschulabschluss weiter an der Schule bleiben. Eventuell hat er Erfolg, weil er in Physik und Chemie ebenso begabt ist wie in Mathe. Wenn er sich anstrengt, kann er sich möglicherweise sogar noch in Deutsch verbessern.

Schafft er es aber nicht, so hat er den Hauptschulabschluss auf jeden Fall, und in seinem „Schülerbrief“, den er zusammen mit dem Zeugnis bekommt, kann außerdem noch jeder nachlesen, dass er in Mathematik mehr kann als ein normaler Hauptschüler.

Vielleicht hat er dann auch so viel Glück wie Nadine. Das Mädchen hatte bei Lehrer Kliebisch im Fach Medienerziehung einen Workshop auf der Insel Fehmarn absolviert und von dort Fotoarbeiten mitgebracht, die allen in der Gruppe besonders gut gefielen. „Die ist sehr begabt“, fand ihr Lehrer. Also hatte sich Nadine an der Fachoberschule für Gestaltung der Staatlichen Berufsbildenden Schule im nahe gelegenen Arnstadt beworben – und war auf dem aussichtslosen 48. Platz gelandet.

Kliebisch riet ihr: „Geh einfach hin, nimm deine Schulunterlagen mit und präsentier sie denen.“ Er schrieb ihr noch ein paar begleitende Sätze dazu. Einige Tage später hatte Nadine die Zusage.

Seither sind die Schüler in Schmiedefeld bei ihren Bewerbungen mutiger geworden. Tina will am liebsten zu einer Luftfahrtgesellschaft. Über eine Bekannte hat sie schon herausgefunden, was denen vor allem wichtig ist: die Fähigkeit zur Teamarbeit. „Eigentlich genau das, was ich hier gelernt habe“, sagt die 16-Jährige strahlend – von null Bock und Lehrerfrust keine Spur.

So hat am Ende wohl wirklich die Hamburger Gymnasiastin Miriam Recht, die auf die Frage, ob ihre Generation schwer für die Schule zu motivieren sei, geantwortet hat: „Ja, aber wenn es gelungen ist, dann ist sie sehr begeisterungsfähig. Vielleicht mehr als früher, weil es heute auch viel mehr Möglichkeiten gibt.“

Lehrer und Bildungsbürokraten müssen sie nur nutzen.

KAREN ANDRESEN

FALK HELLER / ARGUM

Schüler am Computer
Kleine nervöse Bündel